

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN BERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von
Hans Rabl

7. Fortsetzung

„Hör mal, Jan,“ begann er mit dem begütigenden Tonfall eines Tigerdompteurs oder Irrenwärters, „wir alle verstehen, dass es für einen Kapitän schlimm ist, ohne seinen Passagier nach Hause zu kommen. Aber es ist nun geschehen — es ist ein Unglück, dass sie alleingelassen wurde, gewiss — aber kein Verbrechen — wer von uns kann die Fieberphantasien eines Mädchens vorherahnen? Auch das Seegericht wird das einsehen und —.“

Jan lachte kurz und böseartig. „Du meinst, wegen des Seegerichts tue ich, was ich tue? Du ahnst ja nicht, armer Kerl —.“

„Weswegen denn sonst?“

„Weil ich“, Jan sprach sehr leise, er wandte das Gesicht ab, als schäme er sich, „weil ich sie geliebt habe. Weil ich sie liebe. Weil ich nicht begreifen kann, dass soviel Schönheit, soviel Jugend, soviel Kraft und Unberührtheit stumm und dumm und sinnlos absaufen können — weil ich nicht will — verstehst du mich? — nicht will, dass sie tot ist! Weil ich sie liebe!“

Eine Sekunde lang legte Pieter Lens die flache Hand auf Jans Arm. Dann blieb er stehen, während der andere seinen ruhelosen Gang wieder aufnahm, blickte ihm kurz nach, wie er gebeugt und verbissen den Strand entlangschritt, wandte sich endlich und suchte seinen Schlafplatz. Wenn das so war, gab es keinen Trost. Doch dass Jan sich verlieben konnte, dass Jan liebte — schwer zu fassen für einen, der drei Jahre mit ihm fuhr und ihn ganz zu kennen geglaubt hatte.

Am vierten Tag trillerte die Pfeife des Bootsmanns Ruruka wild und gellend die Mannschaft aus allen Winkeln der Insel zusammen. Als Pieter Lens den Strand erreichte, blieb er stocksteif stehen, dann setzte er sich in einen wilden Galopp. Draussen vor dem Riff schaukelte weiss und elegant ein Zerstörer der niederländisch-indischen Marine, und ein Boot, von acht wohlgeübten Riemen getrieben, querte die Lagune und schoss auf den Strand. So sehr Lens eilte, hatte Ruruka doch dem jungen Leutnant, der das Boot kommandierte, das Wichtigste schon berichtet. Lens stellte sich vor. Leutnant Snorre schüttelte ihm erfreut die Hand und erzählte, gestern seien sie, am anderen Ende der Schildpad-Gruppe, von einem Fischerboot angehalten worden; die beiden Braunen hätten ihnen radebrechend mitgeteilt, ein weisses Schiff sei hier herum gesunken, die Mannschaft gerettet auf einer kleinen Insel. Woher die beiden Kerle das wussten, war nicht zu erfahren gewesen — sie sprachen kaum holländisch, und niemand auf dem Zerstörer war ihres ausgefallenen Idioms mächtig. So machte man sich auf die Suche, „— und da sind wir also!“

Der letzte, der zum Strand kam, war van der Stappen. Es fiel Lens auf, um wieviel weniger herzlich, ja geradezu kalt Leutnant Snorre ihn behandelte. Der Kapitän schien es freilich kaum zu empfinden; Lens, um die Zerrissenheit seines Gemütes wissend, war froh darüber. Dieser dumme Junge! dachte er und wollte Snorres Haltung unwichtig finden. Doch später, an Bord, ging das nicht mehr. Das ganze Offizierskorps des Zerstörers schien übereingekommen zu sein, van der Stappen in Verruf zu tun. So deutlich war

das, dass der Kapitän, obwohl er geistig abwesend war und die kleine Insel anstarrte, bis sie hinter der Kimmung versank, dessen gewahr werden musste. Für ein paar Augenblicke raffte er sich zusammen, wurde wieder jener Mann, den Lens aus vielen Wettern kannte und liebte. „Sie fragen noch?“ antwortete Kapitänleutnant van Haalst gedehnt. „Es gibt ein schönes Wort unter Alpinisten: ein Bergführer kehrt nicht wieder ohne seinen Touristen. Ich finde es bedauerlich, dass Kapitäne der Handelsmarine anscheinend dieses Gefühls — äh — ermangeln. Besonders, wenn sie einen Passagier, einen weiblichen gar, unter so vermeidbaren und zugleich seltsamen Umständen verlieren.“

Van der Stappen stand auf. Hinter ihm krachte der Stuhl zu Boden. „Ich wäre Ihnen dankbar“, sagte er kaum verständlich, „wenn Sie mir künftig in meiner Kammer servieren liessen“ und verliess die Messe. Lens fühlte, wie ihm langsam unter den Augen der anderen das Blut zu Kopf stieg. „Auch ich bitte darum“, murmelte er und deutete, ehe er van der Stappen folgte, eine Verbeugung an.

* * *

In der Nacht, ehe der Zerstörer Ambon erreichte, fand Lens den Kapitän, den er vergeblich in seiner Kammer gesucht hatte, an der Heckreeing lehnd. Die drei Schrauben des raschen Bootes zogen eine tiefe Furche ins Meer,

Gwächsjahrt

Edgar Chappuis

Hüh Choli, hüh! Gang trab der Schüüre zue!
's isch ds letzchte Fueder git, für hüt isch's gnuet!
Der Tag isch läng git, arbeitschig und heiß,
doch nid für nüt si all die Tröppli Schweiß.

's isch Abe bald, der Tag isch schier verby,
und uf em Fäld da wärchet groß und chly,
Garbe-na Garbe türme hüh sich uf,
und immer meh chunt vo däm Guld no druf.

Si stände uf em Fäld. Wi ds Senje glänzt!
ds Röst het sich der Wuchelchopf umchränzt,
der Choli zieht, d'Bure gah hindenah,
jiz cha me-n-ändlech de Zyrrabe ha.

Und ds Gwächs isch underm Dach und ds Tenntor zue.
Still isch di Wält, jiz hei si alli Ruch.
D'Sunne geiht under, lüschtet, seit: Guet Nacht!
Das hei di Bure wieder prächtig gmacht.

O Schweiz, du Eiland inmitten der Flut,
des Hasses, die rings dich umbrandet,
du nimmst den Schiffer in deine Hut
eh er verzweifelt gestrandet.
Durch Gottes Gnade in Frieden bewahrt,
bist du der Port, wo nach stürmischer Fahrt
viel Tausende glücklich gelandet.
O Schweiz, du Eiland in tobender Flut,
du kennst deine Sendung — bewahre sie gut!

Clara Forrer

die grünsilbrig erschimmerte und schnurgerade bis zum Horizont reichte, ehe sie zerging.

„Unruhig wegen des Seegerichts?“ fragte Lens leise.

„Geh mir doch mit dem Seegericht“, knurrte van der Stappen. „Hab' ich dir nicht schon einmal gesagt, ich schere mich den Teufel um diese verkalkten Herren? Hab' anderes zu denken.“

„Immer noch das gleiche, Jan? Das sollst du nicht“, meinte Lens besorgt. „Du steigerst dich da in ein Gefühl hinein —“

„Hör zu“, antwortete Jan mit einer Ruhe und Klarheit, die er sich mit äusserster Mühe abzwang. „Ist dir nichts an dieser Fussspur aufgefallen, die von ihrem Lager zum Strand führte? Nein? Es war nicht ihre Spur. Es war überhaupt nicht die Spur eines weissen Fusses. Die grosse Zehe war deutlich abgespreizt — solche Füsse haben nur Leute, die niemals Schuhwerk tragen. Ist dir nicht aufgefallen, dass ihre Schuhe fehlten? Sie hatte sie an, als ich sie zum letztenmal sah, ich weiss es ganz genau. Glaubst du, sie hätte sie ausgezogen und in der Hand getragen, nicht nur bis zum Strand, nein, bis hinein in so tiefes Wasser, dass wir die Schuhe nicht gefunden haben? Dann ist da die Sache mit der Kiste —“

„Deine Wunderkiste, die so richtig anschwamm?“

„Unsinn. Ich habe das Ding nie im Leben gesehen. Sie gehörte nicht zur „Pinaja“.

Lens pfiiff. „Drum — ich hab' mich schon gewundert, wo du derart schlechten Tabak aufgetrieben haben könntest.“

„Sie war nicht von mir! Aber von wem sonst war sie? Wer wusste denn, dass wir das brauchen konnten? Oder glaubst du an einen solchen Zufall — dass einer vorbeifährt, in dieser schiffleeren Gegend, gerade da, wo wir gestrandet sind? Dass er uns zwar nicht entdeckt — sonst würde er uns doch aufgenommen haben, oder nicht? — aber gerade die richtige Kiste verliert, die richtige angetrieben wird, mit den richtigen Sachen, die wir am nötigsten brauchen? Soviel Zufall gibt es nicht, Pieter, das kann ich nicht glauben.“

„Es ist zumindest auffallend“, gab Pieter Lens zögernd zu. „Trotzdem —“

„Noch immer ein Trotzdem? Am Morgen, nachdem ich sie bandagiert hatte, wollte ich nachsehen, ob das noch sitze. Es war nicht mehr meine Bandage, Pieter — irgend jemand war dran gewesen, ich sah es am Verschluss.“

„Man kann sich falsch erinnern, Jan.“

„Nein. Denn ich weiss gar nicht, wie man einen solchen Verschluss zustandebringt. Aber ich bin noch nicht fertig. Wer hiess jene beiden sonderbaren Fischer diesen Kahn hier nach uns ausschicken? Was hätte jeder gewöhnliche Malaia

statt dessen unternommen? Sich bei uns sehen lassen, soviel Trinkgeld wie möglich herausgeschunden und dann gar nichts getan.“

Pieter Lens schwieg eine Weile; er vermochte sich der Masse der Argumente nicht zu entziehen. „Und wie“, fragte er paffend, „reimt sich das alles zu einem Vers?“

Van der Stappen seufzte. „Wenn ich das wüsste! Ich kann's nicht reimen, Pieter, das ist's ja eben! Ich weiss nur: so lange ich keinen Reim habe, glaube ich nicht, dass Betje gestorben ist. Ich werde den Reim finden, verlass dich darauf. Ich muss wieder hin, das ist alles. Dann werde ich sie finden. Sie — oder ihr Grab. Und erst dann werde ich wieder schlafen.“

„Sie oder ihr Grab“, wiederholte Pieter unwillkürlich. „Und wie willst du hinkommen? Du müsstest einen Kahn chartern. Ich fürchte, Jan —“

Van der Stappen klapperte mit ein paar Muschelschalen, die er ihres sonderbaren gelblichen Perlmuts wegen in der Tasche trug. „Das lass du meine Sorge sein“, antwortete er verbissen.

Drittes Kapitel.

Als Betje Swarth sich später die Umstände ihres Erwachens aus langdauernder tiefer Bewusstlosigkeit zurückrief, bemerkte sie, dass alles ganz anders gewesen war, als sie es früher gehört hatte. In ihrer Erinnerung gab es keinerlei verschwimmende Kreise, aus denen sich allmählich ein gütiges, besorgt über die Kranke geneigtes Angesicht herausformte. Es interessierte sie zunächst auch nicht im mindesten, wo sie war. Was sie dachte, als sie wieder zu denken begann, und mit unbeschreiblicher Wollust dachte, war: Ich — ich — ich bin! Dann sprang ihr neu erweckter Geist mit einem Ruck auf jenes Wesen über, das ihr nun das teuerste auf der Welt geworden war, und sie fragte mit leiser, doch klingender Stimme in den unbekanntem Raum hinein: „Jan? Bist du da? Bist du bei mir?“

Als sie die Bewegung eines Menschen mehr fühlte denn hörte, schlug sie zum erstenmal die Augen auf. Sie bemerkte, dass sie in einem richtigen weissen Bett lag. Neben diesem Bett stand ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte. Er war gross und von eleganter, fast zerbrechlicher Schlankheit; er trug einen makellos weissen Leinenanzug; sein Gesicht war hell und hatte doch den Olivton des Eingeborenen; die angenehmen, beinahe zu weichen Züge völlig arischen Charakters gehörten anscheinend einem Inder, ebenso wie das blauschwarz glänzende, seidigweiche Haar, das er gescheitelt trug und dessen beständig vorfallende Scheitelsträhne er häufig aus der Stirn zu streichen pflegte — mit der langfingerigen, sehnigen Hand des geborenen Arztes. Der Mann neigte sich zu ihr, blickte, ohne zu antworten, aufmerksam in ihr Gesicht und fragte dann: „Nun — endlich aufgewacht? Wie fühlen Sie sich?“

Betje machte einen schwächlichen Versuch, sich auf die Ellenbogen zu heben, und rutschte sofort kläglich wieder zurück. Trotzdem murmelte sie tapfer: „Ganz gut, danke schön. Möchten Sie mir nicht sagen, wo Jan ist?“ Zugleich mit dem körperlichen Schmerz, den sie nach der einen kurzen Bewegung peinigend spürte, packte sie eine unmotiviert starke Furcht. „Es ist ihm“, forschte sie und fasste die Hand des Inders, „doch nichts geschehen?“

„Ich weiss zwar nicht, wer Jan ist“, der Inder lächelte, „aber da niemandem etwas geschehen ist, können Sie beruhigt sein — auch ihm ist bestimmt nichts zugestossen.“

„Wer Jan ist —?“ wiederholte sie, als staune sie über seine dumme Frage. „Kapitän van der Stappen natürlich!“

Der Inder nickte. „Sie dürfen wirklich ganz beruhigt sein. Und jetzt sollten Sie am besten gleich weiterschlafen. Für diesmal haben Sie genug gefragt, genug gesprochen. Vielleicht sollte ich Ihnen noch sagen, dass es Ihnen sehr gut geht, den Umständen nach. Ihre Lungenentzündung ist

zurückgegangen. Das Fieber ist fort. Und der gebrochene Arm beginnt gut und glatt zu heilen. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden.“

„Sie sind der Arzt?“

„Ich bin der Arzt“, nickte der Inder.

„Möchten Sie nicht Jan zu mir lassen?“ bettelte sie. „Nur einen Augenblick.“

„Nein, lieber doch noch nicht. Ich will ihn grüssen. Morgen oder übermorgen.“

Sie nickte gefügig, und an dieser ihr selbst ungewohnten Folgsamkeit erkannte sie, wie schwach sie noch war. „Und wo bin ich eigentlich hier?“

„In meinem Hause.“

„In Ihrem Hause —“, wiederholte sie befriedigt, als sei dieses Haus der Mittelpunkt der Erde. Unvermittelt legte sie den Kopf zur Seite und dämmerte von neuem ein. Unhörbar, auf Leinensohlen entfernte sich der Inder, liess sich

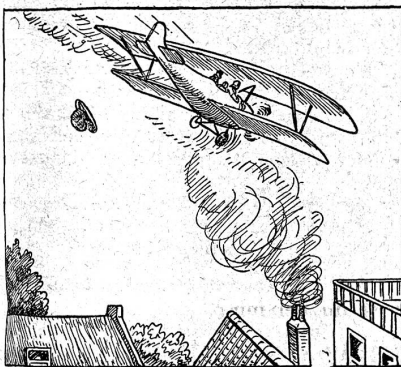
wieder am Fenster des Krankenzimmers nieder, das auf eine karge, gerodete Fläche sah, dahinter unmittelbar, schwarz und fremd, Urwald begann.

* * *

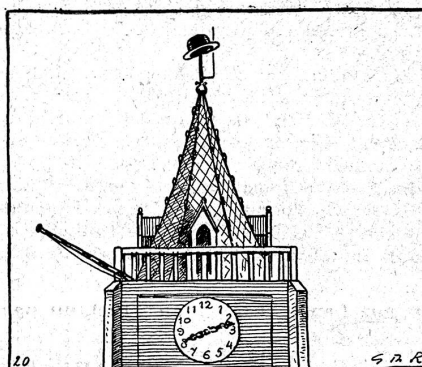
Während van der Stappen im Hauptkontor Cornelis de Witts in Ambon wartete und die sonderbar neugierigen und sensationslüsternen Blicke der Schreiber und „jungen Leute“ förmlich zwischen seinen Schultern fühlte, dachte er, es sei ein Wunder, dass de Witt nicht schon diesmal die Ladung unversichert habe gehen lassen. So geschah ihm durch das Scheitern der „Pinaja“ wenigstens kein materieller Verlust. De Witt war ja — nun, van der Stappen war gewiss nicht geneigt, die eigene Verantwortlichkeit kleinzuschreiben; doch bis zu einem gewissen Grade, daran gab es keinen Zweifel, hatte auch de Witt selbst an dem traurigen, schrecklichen Geschehnis schuld. (Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

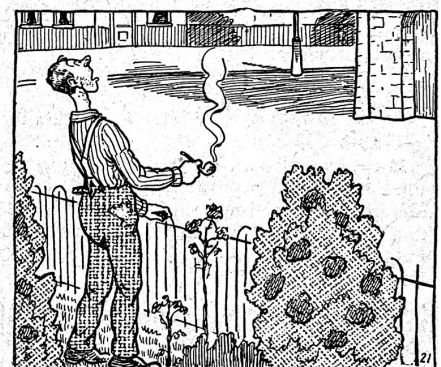
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
3. Fortsetzung



19. In der Tat, es war eine schöne Maschine. Der Pilot hatte sie auf Kosten seines Onkels gemietet. «Ich hoffe, dass ich damit zurechtkommen kann!», sagte er, «denn es ist zum ersten Male, dass ich damit fliege!» Etwas ängstlich stiegen Karlchen und der Vater ein. Kaum befanden sie sich über dem ersten besten Dorf, so flog Herr Krauseminze bereits der Hut vom Kopfe. «Halt!», brüllte der arme Mann, «wo ist die Notbremse?»

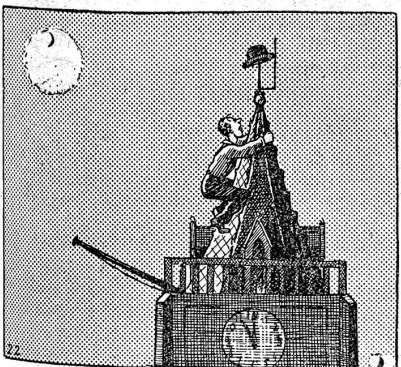


20. Es gab aber keine solche, und landen wollte der Pilot auch nicht, und so musste Herr Krauseminze seinem schönen Hut, mit dem er noch seine Verlobung gefeiert hatte, auf immer Lebewohl sagen. Und als er sich die Tränen aus den Augen wischte, ruhte der Hut bereits oben auf der Turmspitze von Eichelhofen...

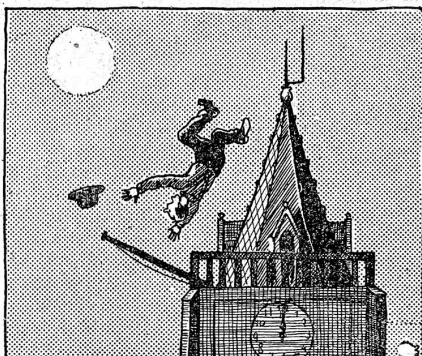


21. «Das wäre ein schöner Hut für mich!», sagte sich der Küster von Eichelhofen, der gerade vor dem Hause eine Pfeife rauchte und den Hut fallen sah. «Heute nacht will ich hinaufklettern und ihn holen!», dachte er; «tagsüber kann man so etwas ja nicht machen, das würde ja zu viel Aufsehen erregen!»

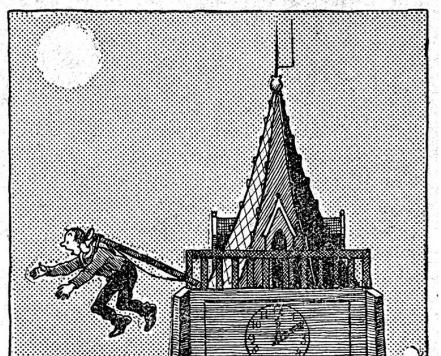
22. Und mitten in der Nacht, gegen Mitternacht, kletterte der Küster in aller Stille auf die Turmspitze. Diese war allerdings



nicht hoch, aber sie befand sich so weit über der Erde. Und es heulte dem Küster der Wind so unheimlich um die Ohren, und die rostige Turmuhr knarrte und knirschte so gespensterhaft — Brr!, wenn die Geistergeschichten, die er sich so oft hatte erzählen lassen, sich einmal als richtig erweisen sollten... und ihm da, dreissig Meter über dem Erdreich, so ein Gespenst begegnete!



23. Bumm! Auf einmal hallte da ein schwerer Schlag wider. Es war die Turmuhr, welche die mitternächliche Stunde meldete, aber der Küster, der gerade an Gespenster dachte, erschreckte aufs Heftigste. «Hilfe! Hilfe!» brüllte er, und wie vom Schrecken gelähmt, liess er die Hände locker und stürzte hinunter.



24. Unterwegs kam er mit dem Flaggenmast in Berührung. Er erfasste ihn mit einer Hand, drehte ein paarmal herum, versuchte vergeblich, hinaufzuklettern, musste ihn wieder fahren lassen, ergriff ihn aufs neue und das Endergebnis dieser Kapriolen war, dass er mit den Hosenträgern am Flaggenmast hängen blieb.